



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Der Wiener Congreß.- Humboldt's Lage.- Charakteristik seiner
Wirksamkeit auf dem Congreß.- Seine diplomatische Befähigung und
Methode.- Die deutsche Verfassungsangelegenheit.- Humboldt's ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

weise wird er nichts desto weniger als Mitschuldiger für jene Unterlassungssünde der preussischen Diplomatie in Anspruch genommen. Daß er für die Schwächen, für die Mißgriffe und Versäumnisse des Staatskanzlers den schärfsten kritischen Blick hatte, würden wir auch ohne jene Erzählung für ausgemacht halten. Viel weniger ausgemacht scheint es uns, daß er, wenn er allein oder an erster Stelle gestanden, alles dasjenige durchgesetzt hätte, was Hardenberg preisgab. Die Thatsache ist, daß er nicht Widerstandskraft und Energie genug besaß, um sich von Hardenberg entweder loszusagen oder den Einfluß einer in officieller Hinsicht zweiten Stelle, der Sache nach zu einem Einfluß der ersten Stelle zu steigern. Er und Hardenberg waren ein Zwiespalt, bei welchem das edlere Roß dem minder edlen leider nicht kräftig genug entgegenstrebte. Lenksam wie er in der politischen Praxis war, und bereit, fremden Impulsen zu folgen, hätte er mit Stein zusammengeschirrt werden müssen, um die ganze Tüchtigkeit seiner Natur und den ganzen Umfang seiner Gaben zum Nutzen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen.

Daß es so sei, sollte von Neuem auf dem Wiener Congreß an den Tag kommen, jenem Congreß, dem die Mächte die endgültige Ordnung der europäischen Verhältnisse, sowie die Feststellung der deutschen Verfassung zugewiesen hatten. Schon in Paris war Humboldt versprochen worden, daß er bei den dort bevorstehenden Verhandlungen mit thätig sein solle. Weiterhin war ihm der Gesandtschaftsposten am Hofe Ludwig's XVIII. zugebracht. Er folgte einstweilen in Gesellschaft des Staatskanzlers den Monarchen auf ihrer Excursion nach London. Gern lernte er ein Land kennen, von dem er gestand, daß er es liebe.¹⁾ Er machte die Bekanntschaft und gewann das Vertrauen des Prinz-Regenten. Schon Ende Juni indeß befand man sich wieder auf dem Festlande. Ueber Paris begleitete Humboldt den König nach Neuenburg, Bern und Zürich. Während seine Gattin, mit der er sich in der Schweiz wieder vereinigt hatte, von nun an ihren Aufenthalt in Berlin zu nehmen beschloß, eilte er selbst, noch vor dem Beginn des Congresses in Wien zu sein. Im August bereits war er in dem nahen Baden und verkehrte hier, da noch Alles im weiten Felde war, mit Metternich,

1) An die Prinzessin Louise, Perz IV. 614 — 615.

Genz, und wer sich sonst von der vornehmen Gesellschaft hier eingefunden hatte.¹⁾

Ward nun auch die eigentliche Eröffnung des Congresses bald auf den 1. November hinausgeschoben, so begannen doch schon in der Mitte des September die vorläufigen Besprechungen der Staatsmänner. Es begann eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für Humboldt. Einen reicheren Stoff und eine mannigfaltigere Gelegenheit zu staatsmännischer Arbeit hatte es niemals gegeben. Eine weitere Bahn zu diplomatischem Wettkampf war niemals eröffnet gewesen. Preußen hatte keinesweges die leichteste, der Nebenmann Hardenberg's hatte unfehlbar die mühsamste und voraussichtlich die undankbarste Arbeit. Durch Schwäche des Gehörs war dem Kanzler jede eingreifende Theilnahme an allen mündlichen Verhandlungen wesentlich erschwert. Wie dies körperliche Gebrechen, so hatte seine Räßigkeit und Bequemlichkeit mit den Jahren zugenommen. Sein Leichtsinm endlich und seine Charakterschwäche hatte darum nicht abgenommen. Wer ihn loben wollte, lobte sein feines weltmännisches Wesen, seine unzweifelhafte Liberalität und seine patriotische Wohlgesinntheit. Es waren Tugenden der allerbedenklichsten Art, und von den größten Fehlern, die ein Staatsmann besitzen kann, nur kaum zu unterscheiden. Durch einen starken Zusatz von Eitelkeit und Frivolität verloren sie allen Werth. Es wäre nöthig gewesen, den wohlbedenkenden, aber schwachen Mann beständig unter der Autorität eines kräftigeren und festeren Willens zu halten, welcher ihm imponirt und ihn gestählt hätte. Statt dessen machte ihn seine Stellung zum Ersten, und mit Eifersucht behauptete er die Prärogative dieser Stellung. Der Mann, welcher ihm beigeordnet war, war ihm in Wahrheit untergeordnet. Derselbe besaß die glänzendsten und achtenswerthesten Gaben. Die Gaben, durch welche man schwächeren Gemüthern unwiderstehlich Ehrfurcht abnöthigt und sie zu Entschlüssen fortreibt, besaß er nicht. Er besaß nichts Gebieterisches und nichts Antreibendes in seinem Wesen. Die Natur hatte ihn nicht gemacht, irgendwo ein Führer und ein Erster zu sein. Sein Charakter war fest in sich gegründet, aber ohne jenen Ueberfluß von Kraft, der sich zum Wirken nach Außen und auf Andre

1) Tagebuch von Genz, Grenzboten 1846 No. 42.

drängt. Er war unendlich zäh und ausdauernd, aber nichts weniger als aggressiv und durchgreifend. Seine Art und Weise glich mehr der Gediegenheit des edlen Goldes als der nützlicheren Härte des Eisens, geeigneter, um zu einem Schau- und Kunstwerk verbraucht zu werden, als um Waffen daraus zu schmieden. Solche Eigenschaften, verbunden mit der außerordentlichsten Urtheilskraft und der seltensten Verstandesgewandtheit, reichten aus, um oftmals Hardenberg's wohlmeinenden Absichten Nachdruck und Sicherheit zu geben, aber sie erwiesen sich als unzulänglich, ihm in den entscheidenden Augenblicken die Tapferkeit und Herzensfestigkeit einzulösen, die in der Regel den Sieg und immer die Ehre des Kampfes gewinnt. So standen bereits auf dem Wiener Congresse die preußischen Interessen, daß sie nur durch einen Willen zu retten waren, der Alles einzusetzen bereit wäre. Nicht einmal seinen Posten war Hardenberg bereit einzusetzen. An jenem Willen gerade, der sich überall einen Punkt und ein Ziel setzt, das er will, schlechterdings und unter allen Umständen und ohne Transaction will, fehlte es dem Kanzler in der sächsischen Frage wie in der deutschen Verfassungsfrage. Er ward von Humboldt in jeder Weise geschoben, gehalten, beim Rückzug gedeckt und immer von Neuem gedeckt. Aber ein Moment trat ein, wo der Vordermann rücksichtslos und plötzlich Kehrt machte. In solchen Momenten war der Einfluß Humboldt's vollkommen machtlos. Er sah sich mit zurückgedrängt, und es war viel, wenn es ihm gelang, nur den diplomatischen Anstand zu retten, welchen Hardenberg zugleich mit der Sache preiszugeben bereit war.

Unter diesen Umständen gewährt die erstaunenswürdige Thätigkeit und die erstaunenswürdigere diplomatische Kunst, die von Humboldt an den Tag gelegt wurde, einen wenig befriedigenden Anblick. Es war zum großen Theil weggeworfene Arbeit und verschwendete Kunst. Kein Anderer von gleichen geistigen Fähigkeiten würde es ertragen haben, so viel gebraucht und so oft in Stich gelassen zu werden. Allein der Grund so bescheidener Geduld, der Grund zugleich so geringen Einflusses auf die letzten großen Entscheidungen lag in der Denkweise Humboldt's. Er war nicht der Meinung, daß der Gang der Staatsangelegenheiten das Wichtigste auf der Welt sei. Für das Höchste, wofür man arbeiten könne, erklärte er die Ruhe und Freiheit des Gewissens. Nicht die Rücksicht auf den Stoff und nicht die

auf das äußere Ziel, sondern die Uebung der inneren Kraft an sich selbst beschäftigte und befriedigte ihn. Daß eine so edle und wenig gemeine Denkweise das segensreichste Wirken für das Gemeinwesen möglich macht, das hatte, wenn es bezweifelt werden könnte, Humboldt's eigne Thätigkeit in der Verwaltung bewiesen, das bewies auch sein jetziges und sollte sein späteres Wirken beweisen. Noch weniger scheint bezweifelt werden zu können, daß diese Denkweise vor rein sittlicher Beurtheilung auf ein hohes Lob Anspruch machen dürfe. Derjenige, welcher staatsmännische Zwecke um den Preis der Ruhe und Freiheit des Gewissens zu erkaufen keinen Anstand nimmt, dem es schlechterdings nichts Höheres giebt als den Gang der Staatsangelegenheiten, ist sicher nicht der echte Staatsmann, und er ist sicherer kein Mann, der vor dem rein moralischen Urtheil bestehen könnte. Nichts desto weniger fehlt viel, daß der wahre Staatsmann denken dürfte wie Humboldt dachte, und beinahe ebensoviel, daß diese Denkweise moralisch unverfänglich wäre. Wer nicht die höchste Achtung vor dem Stoff hat, in welchem er arbeitet, wer nicht voll Leidenschaft für die Zwecke ist, denen er nachstrebt, wie sollte den nicht sein Gewissen allzuhäufig vom Kampf zur Resignation, zu skeptischem Verzicht auf Erreichung des Zieles zurückführen? Er mag in der Politik viel Gutes und Nützliches wirken: er wird selten weit hinausliegende Entwürfe machen; er wird häufig selbst das Beste und Nützlichste fahren lassen. Ebenso, wer nicht die innere Kraft beständig nach der äußeren Wirkung mißt, wer nicht die gute Absicht beständig am Erfolge prüft, wie sollte der nicht der Gefahr der Selbsttäuschung und der moralischen Sophistik unterliegen? Er mag geschützt sein, jemals das Schlechte und Uedle zu thun: er wird oft das Bedenkliche geschehen lassen, und er wird öfter das mögliche Gute versäumen.

Die höchste Pflichttreue, immer gleichmäßig leidenschaftslos waltend, verbunden mit einem beinahe skeptischen und einem beinahe sophistischen Zuge, bezeichnet die Humboldt'sche Congresswirksamkeit. Er steht nun einmal, durch seine eigne Wahl, an dieser Stelle. Die öffentlichen Dinge und die Geschäfte können nicht verfehlen, bis auf einen gewissen Grad seinen Geist, sein Gemüth, seinen Willen zu interessiren; dies Interesse ist in den letzten großen Zeiten gewachsen;

es muß in Wien, wo die Politik und die Staatsmänner von ganz Europa beisammen find, einen Höhepunkt erreichen. Ja, ein Funke fogar von jener vaterländischen Begeisterung, von dem volksthümlichen Aufschwung des Jahres 1813 ist in seine Seele geflogen; bis auf einen gewissen Grad ist ihm die politische Unabhängigkeit Deutschlands, die militairische und die staatliche Ehre Preußens zur Herzenssache geworden. Er setzt deshalb seinen ganzen Willen und seine ganze Kraft an die großen Aufgaben der Gegenwart. Nur Wenige giebt es auf dem Congresse, die sich in Arbeitseifer und Unermüdlichkeit mit ihm messen können. Nur er und Geng ist nie unter den Spaziergängern auf der Bastei zu blicken. Er ist es, der neben den Wessenberg und Clancarty, den Geng und Rabesnardière die eigentliche pragmatische Arbeit verrichtet. An allen großen Verhandlungen der Mächte nimmt er Theil. Er fehlt in keiner einzigen von den Sitzungen der Fünf. Neben wie ohne Hardenberg ist er regelmäßig in den Conferenzen der Acht. Er ist der Thätigste und Eifrigste in dem Comité der deutschen Staaten. Unentbehrlich ist die Gewandtheit und das Arbeitsgeschick eines solchen Mannes in den zahlreichen für besondere Gegenstände gebildeten Ausschüssen. In seiner ganzen Stärke zeigen ihn die Protokolle des Comité's für die Freiheit der Flußschiffahrt. Er formulirt hier sofort in großen und einfachen Zügen die Aufgabe, die es zu lösen gelte. Er hält beständig den Berathenden das Ziel und Wesen ihrer Arbeit gegenwärtig. Er weiß ausgleichend und versöhnend die streitenden Ansichten und Interessen zu einem befriedigenden Resultat zusammenzuführen. Er ist es, der überall die letzte Fassung für die einzelnen Bestimmungen ausfindig macht. Er lenkt die Debatten, er redigirt die Beschlüsse, er weiß sich mit den Dingen wie mit den Menschen, mit dem Inhalt wie mit der Form auf das Geistvollste und Geschickteste abzufinden. Deshalb werden ihm vor Allem eine Reihe von Verhandlungen, von Referaten, von Redactionen übertragen. Noch bei der endlichen Schlußredaction der Congreßacte ist er neben Clancarty und Geng thätig. Er theilt mit dem Letzteren das Talent der Formung. Aber auch dieser hat seinen Meister an ihm gefunden. Wie die unglaubliche Thätigkeit, so erwarben sich die Arbeiten Humholdt's die ungetheilte Bewunderung der Congreßmitglieder. Am wenigsten gewogen waren ihm die Franzosen. Auch sie nichtsdesto-

weniger mußten beistimmen, daß an Gebiegenheit wie an Formvollendung seine Arbeiten unübertroffen seien.¹⁾

Unvergleichlicher doch und eigenthümlicher noch war der Stil seiner diplomatischen Kunst. Derselbe befremdete und verwirrte selbst diejenigen, die am wenigsten gewohnt waren, sich aus der Fassung bringen zu lassen. Die spitzeste Zunge und den raschesten Verstand, zugleich das weiteste Gewissen und die eifernde Stirn hatte Talleyrand. Sein Leben bestand aus einer Kette von Ueberläuferereien. Das Glück und die Geschicklichkeit, womit er dieselben bewerkstelligt hatte, die Erfolge, die er im Interesse Frankreich's auch auf dem Wiener Congreß noch davontrug, bestärkten ihn in der Einbildung, die zugleich die Meinung der Welt war, daß Napoleon nicht gewisser der erste Feldherr, als er der erste Diplomat des Jahrhunderts sei. Zum ersten Mal in seinem Leben begann Talleyrand an seiner Kunst zu zweifeln. Zum ersten Mal kam ihm der Gedanke, daß es vielleicht eine Gattung von Diplomatie gebe, die für ihn unerreichbar bliebe und die zu erlernen er verzweifeln müsse. Mit den Metternich und Hardenberg nahm er es in alle Wege auf: mit Humboldt fertig zu werden fand er unmöglich. Widerwillig ließ er sich zu dem Lobe herbei, dies sei ein Staatsmann, wie deren Europa zu dieser Zeit nicht drei oder vier zähle. Aber im Geheimen quälte ihn das Gefühl, daß er diesem Manne nicht gewachsen sei und das demüthigendere Gefühl, daß er sich von der dämonischen Macht, die demselben innewohne, nicht im Stande sei, vollständige Rechenschaft zu geben. Er half sich am Ende, wie immer, mit einer Pointe. *Le sophisme incarné*, die fleischgewordene Sophistik, das war der Ehrentitel, den er für seinen Gegner münzte, und der aus diesem Munde wie pures Lob klang. Und es war Wahrheit in dieser Bezeichnung, wenn sie auch bezeichnender für Talleyrand als für Humboldt war. Wer so wie Humboldt an den feinsten Windungen und Verschlingungen des Gedankens ein selbständiges Interesse hatte, konnte sich leicht im Laufe der Discussion

1) S. die Zeugnisse bei Gagern, *Antheil an der Politik*, Bd. II. S. 39 ff. und *passim*. Varnhagen in der *Charakteristik Humboldt's* und der Skizze über den Wiener Congreß in den *Denkwürdigkeiten*. Die besten Zeugnisse, wenn auch nicht das beste Bild gewähren die Protokolle in der Silber'schen Sammlung, besonders Bd. III. S. 11 ff. Vergl. die Zusammenstellung bei Schlesiener, II. 266 ff.

so weit von dem Substantiellen des Streitigen entfernen, daß nur er selbst den Rückweg zu demselben wieder aufzufinden im Stande war. Wer so gering von dem Stoff der Debatte, so groß von der Macht und dem Recht des Geistes dachte, konnte sich leicht seine Herrschaft über die geistigen Mittel zu Nutze machen, um in dem Netz der bloßen Dialektik den Widersacher zu fangen und ihn zur Capitulation zu nöthigen. Er bediente sich auf einem Felde, wo die List für eine Tugend gilt, der listigsten und erlaubtesten, der feinsten und doch offensten List, der List des Gedankens und der Reflexion. Auf Lug und Trug, auf Hinterlist und praktische Heimlichkeiten verstand er sich nicht. Er überließ es den Talleyrand und Metternich, mit Rächeln und Händedrücken Versicherungen zu beglaubigen, die bestimmt waren, nach vierundzwanzig Stunden gebrochen oder abgeleugnet zu werden. Es war ihm nicht gegeben, was den Oesterreichern natürlich war, unter gutmüthigem Aussehn und mit treuherziger Rede Bosheit und Schadenfreude zu verstecken. Er verachtete herzlich die unruhige Geschäftigkeit der Franzosen, Verschwörungen anzuzetteln, Verwickelungen herbeizuführen, die ganze Politik wie ein unterhaltendes Intriguenstück zu behandeln. So unglaublich es klingt: Alles was einer Intrigue auch nur von Weitem ähnlich sah, verabscheute er auf's Unerferste, und dennoch war er, dieser undiplomatischen Eigenschaft zum Troste, ein diplomatischer Künstler vom ersten Range. Seine Intrigue war die Discussion. Seine einzige Rüstung, die ihm zur Vertheidigung wie zum Angriff ausreichte, war sein unbefieglicher und unermüdlicher Scharfsinn. Stahlblank und stahlhart war diese Rüstung. Seine durch langjähriges Studium erworbene Menschenkenntniß machte es ihm leicht, praktische Fragen jetzt mit derselben Subtilität zu behandeln, mit der er ehemals die höchsten Punkte der Metaphysik, anthropologische, ästhetische oder grammatische Probleme analysirt hatte. Leicht entdeckte sein mit hundert Augen versehenen Verstand die geheimen Absichten und Hintergedanken des Gegners. Ohne Mühe fand er, sobald es zur Debatte kam, die Schwächen desselben aus, umschlich er die Stärke desselben, gewann er ihm die Vortheile ab. Im längsten und schärfsten Rennen behielt er noch ruhigen und starken Athem, während der Andre längst keuchte und nach Luft schnappte. Er war unerschöpflich an Einwendungen, und er fand kein Ende mit Distinctionen. Durch jene ermüdete er, durch

diese verwirrte er die Menschen. Die Talleyrand'sche Kunst des Schweigens vermochte wenig gegen diese Meisterschaft des Sprechens. Die spitz gedrehten Pointen der Franzosen waren zu stumpf für die Schärfe sowohl als für die Härte dieses Geistes. Hier prallte List und Feinheit ab, hier fand noch weniger Zutraulichkeit und Schmeichelei einen Eingang. Vergebens suchten diejenigen, die diesem Gegner auf dem diplomatischen Felde begegneten, hinter den Dornen seines Verstandes, an denen sie sich wund rissen, die vielgerühmte deutsche Herzlichkeit und Gemüthlichkeit. Auf dem Markte der Politik wahrte sich Humboldt vor der Profanation seiner Gefühle. Seines inneren Schatzes gewiß, mit dem ganzen Stolze geistiger Ueberlegenheit, sah er auf das Treiben derer herab, die sich mit aller Leidenschaft an vergänglichem Stoffe abmühten, die Alles, was sie in sich hatten, Schlechtes wie Gutes, an den Tag fehrten, die sich auf der Bahn des Ehrgeizes und auf dem Markte der Eitelkeit völlig verausgabten. Der Mann, dessen Gemüth vom allerweichsten Stoffe war und dessen Empfindung zart wie Weiberempfindung war, erschien, als ob er von Eis oder Stein sei. Die kalte und undurchdringliche Ruhe seines Wesens schüchterte jede vertrauliche Annäherung zurück. Sein ungemeiner Sinn für das Lächerliche und sein Talent zum Sarkasmus machte ihn zu einem Gegenstand der Scheu und des Schreckens. Er war, wie der Rheinische Merkur schrieb, „kalt und klar wie die Decembersonne.“

Daß solches Wesen nicht immer nützlich war, ist gewiß. Es konnte nicht ausbleiben, daß die eisigen Antworten Humboldt's oft zur Unzeit die Gegner verletzten. Selbst Freunde konnten durch die kühle und zugleich übermüthige Laune des Mannes zu Feinden werden. Aus Anlaß einer derartigen Beleidigung gab es noch kurz vor dem Schlusse des Congresses ein Duell zwischen Humboldt und dem preussischen Kriegsminister von Boyen.¹⁾ In der Regel jedoch war die Freude, welche Humboldt sichtlich an der Macht des Verstandes empfand, von dem feinsten weltmännischen Takte im Zügel gehalten. Seine Kälte war nichts weniger als Schroffheit. Vor Allem auch Glätte und Biegsamkeit wußte seine Klugheit dem spröden Stoff

1) Das Nähere über den Vorfall bei Schlesier, II. 293, der sich ganz an die Erzählung von de la Garde hält.

abzugewinnen, aus welchem er seine Worte und sein Benehmen formirte. Ebenso oft dienten ihm die feinen Fäden der Reflexion, um entgegenstehende Ansichten in Eins zusammenzuspinnen. Ein Meister im Ausweichen, war er nicht minder ein Meister im Eingehen. Auch dazu kam ihm die Feinheit und Schärfe seines Geistes zu Statten, um sich fremder Eigenthümlichkeit anzuschmiegen und seine Ansicht in eine Form zu fassen, unter der sie dem Andern am leichtesten eingehen mochte. Die Form überhaupt stand ihm uneingeschränkt zu Gebote. Er wußte Gedanken und Ausdruck so zart zu nuanciren, daß die bitterste Wahrheit ihr Bitteres und daß auch der Widerspruch seinen Stachel verlor. Er sprach und schrieb wie nur die Höchstgebildeten sprechen und schreiben können, — mit vornehmer Höflichkeit, auch wenn er es mit Gleichgesinnten, mit fließender Artigkeit, auch wenn er es mit Andersgesinnten zu thun hatte. Wir sind, um uns von diesem Stil seines diplomatischen Benehmens ein Bild zu machen, fast ausschließlich auf die Zeugnisse derer angewiesen, die in dieser Zeit mit ihm in Berührung kamen. Es giebt indeß in den Humboldt'schen Briefen mehr als Eine Stelle, welche diesen Zeugnissen zur Bestätigung dient. Zwei davon, obgleich aus späterer Zeit, sind uns ganz besonders charakteristisch erschienen. Im Sommer des Jahres 1819 wartete Humboldt in Frankfurt am Main vergeblich auf seine endliche Abberufung nach Berlin, wo er bestimmt war, als Minister die Leitung der ständischen Angelegenheiten zu übernehmen. Der Verzögerer war kein Andern als Hardenberg, mit dem er inzwischen in ein Verhältniß feindseliger Spannung gerathen war. Auf einmal erhielt er von dem Staatskanzler ein eigenhändiges Billet. Die Anrede war „cher Humboldt“, der Ton der cordateste, der Inhalt eine nichtsbedeutende persönliche Commission; ganz beiläufig war in einer Phrase von Humboldt's Uebersiedelung nach Berlin wie von einer selbstverständlichen und sehnlichst erwarteten Sache die Rede. Ein Brief Humboldt's an Stein weist uns in die Ueberlegungen ein, die der kluge Mann bei derartigen Anlässen anzustellen pflegte und läßt uns einen Blick in seine diplomatische Methode thun. Handelte es sich wirklich blos um die Commission einer Wagenbestellung? Oder war die Commission blos Vorwand, und der eigentliche Zweck der einer Annäherung? Möglich das Erstere; wahrscheinlich das Zweite. Und wie demnach ant-

worten? „Es ging,“ schreibt Humboldt, „gegen meine Gesinnung, auf dieselbe Weise, als wäre der Brief vor drittehalb Jahren geschrieben, zu antworten; ich habe doch aber auch den Mann weder reizen, noch sein Mißtrauen vermehren mögen. Ich habe daher ihm sehr freundlich auf die Commission, die ich besorgt, geantwortet, dann mich kälter gehalten und nur in Mon Prince und Votre Altesse geantwortet.“ Die Schlußphrase aber habe er ergriffen, um dem Kanzler zu sagen, daß er ohne Zweifel ungefäumt kommen werde, sobald sein Frankfurter Geschäft es erlaube. Dies Geschäft aber bestehe in Nichtsthum, während es in Berlin das Allerwichtigste zu thun gebe. Somit habe er mit dem Antrag geschlossen, daß er sofort zurückgerufen, und sein Geschäft einem Andern übergeben werde. — Man kann, dünkt uns, nicht wahrhafter, nicht vorsichtiger, nicht artiger sein. Aber es giebt eine andere Probe von der feinen, bei aller Ehrlichkeit schlaunen, bei aller Freundschaft diplomatisirenden Weise des Mannes, die vielleicht noch charakteristischer ist. Stein hatte die Absicht, die nach Humboldt's Verdrängung aus dem Ministerium immer mehr in's Stocken gerathene ständische Angelegenheit, auch persönlich, durch sein Erscheinen in Berlin zu fördern und kräftiger als es durch Eingaben und Denkschriften möglich war, anzustoßen. Humboldt, nach seiner Kenntniß der Dinge und seiner Kenntniß von Stein's Persönlichkeit, war der Ueberzeugung, daß der Sache dadurch gewiß nicht genügt werden, der Freund selbst sich nur schaden könne. Die Art und Weise, wie er ihm dies in einem Briefe vom Januar 1820 zu verstehen gab, ist unübertrefflich. „Ich freue mich,“ schrieb er, „ungemein, Sie zu sehen; ich fühle auch, wie Sie eine Reise, die auch manches Unangenehme hat, nur in der edlen und selbstverleugnenden Absicht beschlossen haben, dadurch Gutes zu wirken. Allein doch leugne ich Ihnen nicht, daß ich nicht weiß, ob Sie die wahre Befriedigung davon finden werden. Ihr Gutachten ist hier. Ob Ihr mündliches Reden mehr wirken wird, scheint mir zweifelhaft. Oft macht hier das am wenigsten Eindruck, was nicht ausdrücklich herbeigeholt worden ist. Da Sie immer lieben, daß ich Ihnen die Dinge gerade so sage, wie ich sie denke, so gestehe ich, daß ich in Ihrer Stelle eine ausdrückliche Verurteilung erwartet hätte. Sie haben — eine Sache, die Sie weniger fühlen, da Sie immer nur an die Sache, nicht an Sich denken, und was

also Ihre Freunde Ihnen eher sagen können — durch das, was Sie gethan haben, durch Ihren Geist, Ihre Gesinnungen, Ihre Lage eine innere und äußere Würde, der es immer gebührt, daß man sich recht eigentlich und ausdrücklich um Sie bemüht. Ich möchte Ihnen aber darum auch nicht eigentlich abrathen, zu kommen, und gewiß ist es immer, daß die Sache auch jetzt schon darin anders steht, daß man weiß, daß Sie haben kommen wollen.“ Es ist unmöglich, dünkt uns, eine Meinung, unter der Form von Zweifeln und Erwägungen, mit größerer Bestimmtheit auszudrücken, unmöglich, einen guten Rath verbindlicher einzuschmeicheln, unmöglich, mehr Offenheit mit mehr Behutsamkeit und Zurückhaltung zu verbinden.

Offenbar — denn wir kehren auf den Wiener Congreß zurück — es fehlte Humboldt von diplomatischen Talenten keines und von staatsmännischen Tugenden nur Eine: Frische des Interesses an praktischen Zwecken und, was unzertrennlich damit verbunden ist, Hartnäckigkeit und Unbedingtheit des Willens derselben. Vor Allem Eine Angelegenheit war es, bei welcher ebenso alle jene glänzenden Gaben des Mannes wie dasjenige zum Vorschein kam, was ihm nicht gegeben war. Für den Besitz Sachsens stritt er wie für eine schon verscherzte und verspielte Sache: eine starke deutsche Verfassung half er wesentlich mit verspielen und verscherzen. Für keinen von allen Gegenständen der Wiener Berathungen hatte er ein wärmeres Interesse. Keinem widmete er mehr Anstrengung und Sorgfalt. Bei keinem documentirte er mehr Scharfsinn und Gewandtheit. Die Gesinnung, mit der er diese Sache betrieb, war über alles Lob erhaben. Der Geist, in dem er sie auffaßte, war der edelste und reinste. Das Ergebniß war nichts desto weniger die deutsche Bundesacte, und neben der Bundesacte eine ohnmächtige Clausel. Die Geschichte der deutschen Angelegenheiten ist nichts desto weniger eine Reihe von Rückzügen und Niederlagen, von Nachgiebigkeiten und Compromissen. Mit all' seinem Fleiß war er nur behülflich, aus besseren Entwürfen schlechtere zu machen. Seine Feinheit diente nur, den Faden der deutschen Verfassung immer dünner und dünner zu spinnen. Von seiner Gesinnung rettete er nur den Trost, das Gute gewollt und in das Unvermeidliche sich gefügt zu haben.

Schon seit dem Sommer 1813 hatte sich Humboldt lebhaft mit der künftigen Gestaltung Deutschlands beschäftigt. Er hatte mit

dem darüber verhandelt, gestritten und gearbeitet, dem diese Sache von allen lebenden Menschen am meisten am Herzen lag. Keinem wiederum vertraute Stein in dieser Hinsicht mehr als ihm. Vielleicht waren es Humboldt's Einwürfe gewesen, welche Stein von seiner ursprünglichen Idee, die Kaiserwürde wieder herzustellen, allmählig abgebracht hatten. Eine Stein'sche Denkschrift aus der Zeit der Unterhandlungen von Chatillon hatte die Grundzüge einer Directorialverfassung aufgestellt, und hatte für die Commission, die nach diesen Grundzügen eine deutsche Verfassung auszuarbeiten haben würde, an erster Stelle Humboldt in Vorschlag gebracht. Als darauf Stein mit Hardenberg im Sommer 1814 in Frankfurt einen neuen Verfassungsentwurf von wesentlich dualistischer Tendenz verabredete, war Humboldt abwesend; aber er war einer der Ersten, dem noch vor Beginn des Congresses das neue Project in Wien mitgetheilt wurde. Bald genug sollte er für die Angelegenheit in Thätigkeit gesetzt werden. Auf Stein's Betrieb wiederum ward sofort die deutsche Verfassungsfrage von den großen europäischen Fragen abgetrennt und ein eigener Ausschuss für sie gebildet, der freilich wider Stein's Meinung nur aus den Vertretern Oesterreichs, Preußens, Bayerns, Hannovers und Württembergs bestand. Lag aber schon in dieser Zusammensetzung der Keim unbefiegharen Widerstands, so hatte Hardenberg überdies, ehe der Kampf nur begann, im Voraus gezeigt, auf welche Nachgiebigkeit von preussischer Seite zu rechnen sei. Er hatte sich durch Metternich und Münster die wichtigsten und positivsten Bestimmungen seines mit Stein verabredeten Planes aus den Händen winden lassen. Er hatte nicht nur die dualistische Bundes Spitze, sondern auch die namentliche Ausführung der in den Einzelstaaten zu gewährenden landständischen und Unterthanenrechte geopfert. Aus einem vielleicht zu künstlichen war ein leerer und nichtsagender Entwurf geworden. Es hieß vor dem Anfang anfangen und es hieß zugleich, das traurige Ende anticipiren, wenn unter dem Namen von zwölf Deliberationspunkten ein so beschaffener Entwurf einem so zusammengesetzten Collegium vorgelegt wurde. Humboldt hauptsächlich fiel die Aufgabe des Kampfes zu. Mehreren Sitzungen des Ausschusses wohnte er allein, ohne den Staatskanzler bei. Mit redlichem Eifer verfocht er den Grundgedanken eines in Einheit fest verbundenen Deutschlands, hob er die Nothwendigkeit eines Bundes-

gerichts hervor, drang er auf Feststellung eines Minimums von Grund- und ständischen Rechten, wies er die Großmachtsansprüche Bayerns und Württembergs zurück. Vergebens. Bayern und Württemberg waren vollkommen entschlossen, sich auf keinerlei Verbindung mit Deutschland einzulassen, die irgend den Namen einer Verfassung verdiente; ihr Souveränitätssegoismus widersezte sich jeder, auch der leichtesten bundesstaatlichen Controle, ihr Machtdünkel jeder, auch der natürlichsten Bevorzugung Oesterreichs und Preußens. Einen und nur Einen Weg gab es, diesen Widerstand zu brechen. Gegen den unpatriotischen Particularismus der Mittelstaaten mußte der Patriotismus und das Bedürfniß der kleinen Staaten zu Hülfe gerufen werden. In diesem Sinn sezte Stein die Vertreter der kleinen deutschen Höfe in Bewegung. Sie forderten Zulassung zu den Berathungen, erklärten sich bereit, den nothwendigen Beschränkungen der Einzelsouveränität sich unterwerfen zu wollen, forderten Herstellung des Reichs und der Kaiserwürde. Wenn sich gleichzeitig Württemberg eigensinnig isolirte, indem es seinen Austritt aus dem Ausschuß erklärte, — nur desto besser! Mit den Vielen wären die Wenigen zu besiegen, ihnen zum Troß wäre rasch, unter Zustimmung der ganzen Nation, das Verfassungswerk zu schließen gewesen. Allein verhängnißvollere Zerwürfniße als die innerhalb des deutschen Ausschusses hatten begonnen, die Friedensarbeit des Congresses zu stören. Die deutschen wurden durch die sächsisch-polnischen Streitigkeiten gekreuzt. Die am 16. November überreichte Note der neunundzwanzig Kleinstaaten blieb unbeantwortet und der durch Württembergs Austritt gesprengte Fünferausschuß hatte aufgehört zu existiren.

Erst nach Monaten wurden die deutschen Angelegenheiten wieder aufgenommen. Stein und Humboldt waren es vor Allem, welche die unterbrochenen Berathungen wieder in Gang zu sezen versuchten. Beide doch in charakteristisch verschiedener Weise. Praktisch und bündig der Eine; theoretisch und umständlich der Andre. Wäre es nach Stein gegangen, so hätten die verbündeten Mächte für jezt nur eine nachträgliche Erklärung der die deutschen Angelegenheiten betreffenden Artikel der Chaumonter und Pariser Verträge erlassen; Ausführung und Anwendung derselben wären einem nach Frankfurt zu berufenden deutschen Congresse überwiesen worden. Allein Preußen hoffte noch

immer, in Wien selbst zu einer definitiven und befriedigenden Abschließung der Bundesacte gelangen zu können. Nur Fleiß und Mühe durfte nicht gespart werden. Auf alle zum Vorschein gekommene Meinungsverschiedenheit in minder wesentlichen Punkten mußte nur Rücksicht genommen, allen billigen Wünschen mußte entgegengekommen, alles irgend Nachlässige mußte nachgelassen werden. Es mußte nur andererseits der große Zweck, um den es sich handle, mit Nachdruck geltend gemacht, und das Unnachlässliche in echt patriotischer Weise vertreten werden. Es mußte nur endlich den Berathungen soviel wie möglich vorgearbeitet, ein nach allen Seiten Annehmbares im Voraus formulirt und zurechtgemacht werden. So war die Absicht der preussischen Diplomaten, und in ihr, wenn irgend wo, fand das Talent und die Gesinnung Humboldt's einen Spielraum. Die kleinen Staaten hatten auch in der Zwischenzeit nicht gerastet. Gern sah man sich preussischer Seits von ihrem Drängen auf Wiedereröffnung der deutschen Conferenzen mit Zuziehung aller Betheiligten unterstützt. Man befürwortete dies ihr Verlangen. Am 9. Februar 1815 war die Zustimmung Metternich's erlangt, und schon am 10. übersandten Hardenberg und Humboldt dem österreichischen Minister einen zwiefachen, von einer erklärenden Note begleiteten Verfassungsentwurf.¹⁾

Es beruht auf dem ausdrücklichen Zeugnisse Klüber's, des Herausgebers der Congressprotokolle, daß der Urheber dieses Doppelentwurfs kein Andern als Humboldt war. Im Grunde waren es nicht zwei, sondern nur Ein Plan. Lediglich durch die Beibehaltung oder Nichtbeibehaltung der in dem Stein-Hardenberg'schen Plane zuerst aufgetauchten Kreiseintheilung unterschieden sie sich. Alle von dieser Einrichtung nicht berührten Bestimmungen: die Unterscheidung zwischen den mächtigeren und den minder mächtigen Bundesgliedern, der pentarchische erste neben einem bloß gesetzgebenden zweiten Rathe, das Bundesgericht, die Grundrechte, alles übrige Wesentliche war durchaus gleich in beiden. Dieselben und die erheblichsten Mängel

1) Alle drei Schriftstücke bei Klüber, Acten des Wiener Congresses II. 6 ff., teils in den G. W. Der Abdruck bei Klüber ist indeß offenbar nicht durchaus correct. Wir machen in den folgenden Noten die Conjecturen bemerklich, denen wir an drei Stellen des Textes gefolgt sind.

drückten ebendeshalb beide. Nichts kläglicher als eine solche Fünferherrschaft. Nichts kleinlicher als die Examenbestimmung für die Mitglieder des Bundesgerichts. Der ganze Entwurf, mit oder ohne Kreiseintheilung, litt an einer verwickelten Künstlichkeit. Die Feststellungen in Beziehung auf das Verhältniß zum Auslande und das Recht der Bündnisse verriethen schon allzuviel Nachgiebigkeit gegen die bairisch-württembergischen Präntensionen. Noch nachgiebiger vollends erklärte die Note, daß Preußen auf seine zweite Stimme im Rath zu verzichten bereit sei. Diese Dinge sind schwerlich zu loben: sie blos zu tadeln ist thöricht. Ohne Zweifel wußte Humboldt, was selbst einem Kinderverstande begreiflich ist, daß Einherrschast eine bessere Sache ist, als Fünfherrschaft. Ohne Zweifel hätte er den Isolirungsgelüsten der Mittelstaaten am liebsten den allerkräftigsten Zaum auferlegt. Ohne Zweifel fühlte er, wenn auch wahrscheinlich nicht stark genug, daß die Maschine, die er aufstellte, im höchsten Grade complicirt sei. Seine Aufgabe war leider noch complicirter. Er hatte nicht blos nach Interessen und Principien eine Verfassung zu entwerfen, sondern er hatte Ansprüche zu befriedigen und Anträge zu vermitteln. Er war nicht blos Gesetzgeber, sondern er war zugleich Diplomat. Er hatte die Erfahrung von dreizehn fruchtlosen Verfassungskonferenzen hinter sich, und er sah den Schluß des Congresses vor sich. Es geschah ebendeshalb, daß er statt Eines Entwurfes deren zwei übergab, unerachtet er für seine Person nicht zweifelhaft war, welcher der bessere sei. Wir mißtrauen billig unserem eigenen Urtheil einem Manne gegenüber, wie der Verfasser der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber sicher waren jene zwei Entwürfe nicht in dem Sinne zur Wahl gestellt, welchen Gervinus diesem Verfahren unterlegt: — „als ob nur der Schreiberzweck vorläge, die Vorhand im Entwerfen, den Ruhm zu haben, zu irgend einer Verfassung wenigstens den Plan gemacht zu haben.“ Das Wesentliche zu sichern, das minder Wesentliche preiszugeben, das ist der Gedanke, welcher sichtlich die Bestimmungen beider Entwürfe dictirt hat. Sie tragen überall die Spuren geßfentlicher und doch freier Rücksicht auf die Berathungen des Fünferauschusses. Für das Zustandebringen ferner der Verfassung war Zweierlei wesentlich: Verständigung mit Oesterreich und Beschleunigung des ganzen Werkes. Nun hatte Oesterreich Anstoß genommen an der Kreis-

eintheilung. Diese Kreiseintheilung konnte unmöglich für eine Einrichtung von principieller Wichtigkeit gelten. Sie hatte in den Augen Hardenberg's und Humboldt's große Vorzüge; sie hatte selbst in ihren Augen nicht wegzuleugnende Nachtheile. Stein hatte sie gemißbilligt; er hatte sie dennoch aus dem Hardenberg'schen Plane nicht weggestrichen. War dies ein Gegenstand, an dem die Gewinnung Oesterreichs und die rasche Beendigung des Verfassungswerkes scheitern sollte? Ohne Weiteres offenbar hätte man sie fallen lassen können. Allein Oesterreich hatte gewünscht, diesen Punkt noch einmal in Erwägung zu ziehen. Auf Grund einer ausdrücklichen Verabredung mit Metternich stellte Humboldt die zwiefache Version seines Verfassungsplanes auf. Nicht ein Schreiberzweck, sondern der höchst praktische Zweck waltete dabei ob, dem österreichischen Minister die Consequenzen der einen und anderen Einrichtung so handgreiflich wie möglich und die Entscheidung so bequem wie möglich zu machen. Nicht die Eitelkeit der Planmacherei, sondern das ehrliche Verlangen beseele die preussischen Minister, nach allen Plänen endlich zur Sache und zu einem vernünftigen Resultat zu gelangen. „Die Unterzeichneten,“ sagen sie in der begleitenden Note, „ersuchen nunmehr den Herrn Fürsten von Metternich, diese von ihnen hier gemachten Vorschläge einer aufmerksamen Prüfung zu unterwerfen, und sie, sobald es möglich, wissen zu lassen, welches die Meinung des kaiserlich-österreichischen Hofes: über die Einführung einer Kreisverfassung und über die der Bundesverfassung zu gebende Einrichtung ist. Sobald diese Hauptfragen entschieden sind, wird es nur einige Stunden erfordern, aus den bisherigen Entwürfen einen neuen zusammenzusetzen, welcher der künftigen Verathung zur Grundlage dienen kann.“

Auch diese begleitende Note — wir hegen nicht den mindesten Zweifel — ist aus Humboldt's Feder geflossen. Sie trägt den vollen Stempel seines Geistes, eines Geistes, der unter tausenden zu erkennen und den mit dem Geiste Hardenberg's zu verwechseln unmöglich ist. Es ist ein feiner, subtiler, metaphysischer Geist. Es ist ein milder, veröhnender und vermittelnder Geist. Es ist ein Geist, der an die Macht des Geistes, an den Segen der Freiheit und der freien Discussion glaubt. Zwar auch Hardenberg war für die Kreiseintheilung; aber nur Humboldt konnte sie vertheidigen, wie sie in der Note ver-

theidigt wird. Nur ein mäßiger Vorzug des Entwurfs ohne Kreiseintheilung war es in den Augen des hoch- und feinsinnigen Theoretikers, daß derselbe einfacher und allgemein anwendbar sei. Das Künstlichere war ihm das Tiefere, und das Tiefere schien ihm das Praktischere. Auch in der politischen Wirklichkeit galt ihm stätige und sanfte Vermittelung der Gegensätze als das Wünschenswertheste. In derselben „metaphysischen“ Weise wie ehemals die Organisation der Unterrichtsbehörde, faßte er jetzt die Organisation des deutschen Staatskörpers. Die Kreisverfassung empfiehlt sich ihm als eine „Mittelstufe der Verbindung“ zwischen dem Wirken der Centralgewalt und den Einzelstaaten. Für besonders heilsam erklärt er es, daß durch die anhaltende gemeinschaftliche Beschäftigung der Kreisstände mit Bundesangelegenheiten „manchen Abweichungen auf eine geschickte und sanfte Weise vorgebeugt werden kann.“ Nach einer Vermittelung sucht er ebenso zwischen den mächtigeren und den schwächeren Bundesgliedern; die Aufnahme eines Ausschusses des gesetzgebenden in den vollziehenden Fürstenrath würde ihm als ein zweckmäßiges Verbindungsmittel zwischen beiden, als ein Mittel erscheinen, um zu verhüten, „daß sich nicht im zweiten Rath ein Geist des Mißtrauens und des Widerspruchs gegen den ersten bilde.“ Die vermittelnde Kraft aber der kreisständischen Einrichtung sieht er vorzugsweise in den Versammlungen und Berathungen der Kreisstände. Denn bei gemeinschaftlichen Berathungen, ganz anders, als wenn bloß der Weg diplomatischer Verhandlungen offen steht, „wirkt schon das gegenseitige Erwägen der Gründe und der sich zugleich aussprechende Wille vieler.“ Die Regierungen, wenn ihrer mehrere sich in regelmäßig wiederkehrenden Versammlungen mit der Sorge für das Wohl desselben Theils von Deutschland¹⁾ beschäftigen, werden mehr und mehr ein lebendiges „und ein solches Interesse daran gewinnen, in welchem die einseitigen und eigensüchtigen Ansichten, die sich sonst bei Großen und Kleinen nur zu leicht einfinden, gegen einander abgeschliffen werden.“ Die Berathschlagungen endlich im zweiten Bundesrath können nur gewinnen, wenn sie durch die kreisständischen Berathungen schon vorbereitet wurden. Es sind Erwägungen sofort von nicht minder feiner, nicht minder für Humboldt

1) „Noch verbundenen Theils;“ wahrscheinlich: „noch näher verbundenen.“

charakteristischer Art, womit er den gegen die Kreiseinrichtung erhobenen Einwendungen begegnet. Auf's Stärkste drängt sich die ihm so eigne schonungsvolle Achtung des Individuellen vor: man glaubt im Hintergrunde die ihm so geläufige, jetzt auch politisch gewendete Parallele zwischen Deutschland und Griechenland zu erblicken. Nichts, heißt es, sei weniger die Absicht der vorgeschlagenen Kreisverfassung als die Zerstörung des politischen Individualismus in Deutschland. Nur zu lebhaft, in der That, ist der Humboldt'sche Protest dagegen; nur zu gering wird die Macht und Einheit des Ganzen dem Einzelrecht gegenüber veranschlagt, nur zu warm die Sache jenes Individualismus geführt. „Niemand fühlt so sehr, daß gerade die Vorzüge, welche die Deutschen auszeichnen, in der Vielsachheit der Regierungen und der Verschiedenheit der Verfassungen ihren Grund haben, wenn auch Deutschland manchmal sehr schwer dafür durch die Bedrohung und den Verlust seiner Unabhängigkeit büßen mußte. Niemand ist daher so sehr jeder Idee entgegen, die auf Beherrschung, Unterdrückung oder Verschlingung des kleineren Staats durch den mächtigeren geht.“ Und damit nicht genug. Selbst für die Herstellung der ohne eigne Schuld mediatisirten Fürsten möchten die preussischen Staatsmänner sich erklären. Beide, offenbar, sahen sich zu dieser Ansicht durch die Erfahrung gestimmt, die sie an den süddeutschen Mittelstaaten gemacht hatten, Humboldt, offenbar, noch außerdem durch seine hellenistrende Individualtheorie. Aber wie idealistisch nun wieder, wie sinnig und geistvoll die Ausführung, daß gerade die Verfassung ein Gegenmittel gegen das Zerfallen Deutschlands in Theile und gegen die Unterdrückung der Kleinen durch die Großen sei! Gerade in der Entwöhnung von aller, auch noch so billigen gemeinschaftlichen Verfassung liege der Keim einer derartigen Gefahr; gerade durch die Wiederherstellung einer Verfassung werde sie abgewandt. Zum mindesten schieß sei das Raisonnement, daß man nicht¹⁾ der schon beträchtlichen physischen Macht durch die Constitution ein Gewicht mehr zulegen dürfe. Denn, „gerade dadurch, daß man bei Staaten, deren physische Macht richtig geleitet, eine Wohlthat für den Schwächeren wird, derselben auch ihren Platz in der Verfassung einräumt und sie zu einer verfassungsmäßigen macht,

1) Offenbar ist S. 11 a. a. D. dies „nicht“ zu inseriren.

verwandelt man sie in eine moralische, bildet Gesetzmäßigkeit und Verantwortlichkeit, und mindert auf diese Weise den Nachtheil des bloß physischen Uebergewichts.“

Bekannter als das Uebrige ist der Schluß unsrer Note. Derselbe zeichnete mit klaren und entschiedenen Worten die Grenze, bis zu welcher die preussischen Staatsmänner im Nachgeben und Rücksichtnehmen zu gehen bereit seien. Gern wolle man auf andere Vorschläge eingehen oder selbst deren machen, wenn dadurch der dem preussischen Hofe vorzüglich am Herzen liegende Endzweck einer festen Uebereinstimmung der deutschen Fürsten und eines regeren¹⁾ Eifers in der Theilnahme an der neuen Verfassung erreicht werden könne. „Denn jede Verfassung hat ihr Gedeihen und ihr Fortbestehen nur von dem Geiste zu erwarten, der ihre Mitglieder beseelt.“ Drei Punkte jedoch gebe es, von denen man nicht abgehen könne: eine kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht, und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen. Unerläßlich seien diese Punkte, weil es sich wesentlich um eine nationale Verbindung handle. „Die Unterzeichneten können sich schmeicheln, daß auch der österreichische Hof die Ansicht theilt, daß die Errichtung einer deutschen Verfassung nicht bloß in Absicht auf die Verhältnisse der Höfe, sondern ebensosehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation nothwendig sei, die, in der Erinnerung an die alte, nur durch die unglücklichsten Ereignisse untergegangenen Reichsverbinding, von dem Gefühle durchdrungen ist, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt, und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtentheils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt; die nicht in einzelne Theile zerfallen will, sondern überzeugt ist, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Völkerstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht.“

Die Lectio, welche Humboldt in diesen Worten den süddeutschen Höfen ertheilte, war wohl verdient; die Gesinnung, die sie eingegeben hatte, war die allein gemäße und würdige. Zu zweifeln war nur, ob eine so gekünstelte, in der Spitze fünffach getheilte Bundesform jenes so kräftig hervorgehobene nationale Einheitsbedürfniß wirklich

1) Klüber: „engeren.“

zu befriedigen im Stande sei. Der die Bundesglieder beseelende Geist sollte die Mängel der Form vergessen machen: es war nach dem bisherigen Verhalten Bayerns und Württembergs im Gegentheil zu erwarten, daß er jene Mängel doppelt fühlbar machen werde. Kein Wunder daher, wenn dieselbe Gesinnung, welche den Humboldt'schen Entwürfen zu Grunde lag, von einer anderen Seite her einem völlig davon verschiedenen Projecte den Ursprung gab. Dem nationalen Einheitsbedürfniß am nächsten stand das Bedürfniß der kleinen deutschen Staaten. Ihnen zugleich lagen die Gefahren am nächsten, die von einer Fünfherrschaft unzertrennlich schienen. Sie wollten sich gern einem Mächtigsten unterwerfen, aber sie hatten mit Recht keine Lust, dem Ehrgeiz der Mittelmächte Platz zu machen und der organisirten Zwietracht von fünf Regierungen zum Spielball zu dienen. Sie hatten niemals aufgehört, für die Herstellung der Kaiserwürde zu agitiren. Die Kaiserwürde war ebenso Stein's erster Gedanke gewesen. Zwar wußte er, daß sich Oesterreich lau und abwartend dagegen verhielt und daß Preußen schon durch den Sinn der Verträge von Chaumont und Paris die Kaiseridee für beseitigt erachtete. Er beschloß jetzt nichtsdestoweniger, das Verlangen der Kleinstaaten zu unterstützen und demselben durch Rußland Nachdruck zu geben. Von ihm war eine Denkschrift inspirirt, welche Capodistria um dieselbe Zeit dem Kaiser Alexander überreichte, wo die preussischen Staatsmänner mit Metternich über das pentarchische Project zu conferiren begonnen hatten. In jener lebhaften, grostesken und nachlässigen Manier, welche die Schriftstücke des geist- und phantasiereichen Mannes charakterisirt, trug Capodistria die Gedanken Stein's vor. Mit dramatischer Anschaulichkeit schilderte er die Unzuträglichkeiten und die Gefahren der Pentarchie. Unvermeidlich werde dieselbe Eifersucht, Reibungen, Zwietracht erzeugen. Nur zu bald werde, begünstigt von den Intriguen Bayerns und der Rivalität Württembergs, Frankreich von Neuem seine Hand in Deutschland haben. Nun werde Deutschland gegen Deutschland stehn, nun werde sich die ganze Nation im Zustande der Anarchie befinden. Werde Rußland dies ruhig mit ansehen können? Werde Oesterreich nicht, der Einmischung Rußlands gegenüber, zu einer Verbindung mit Frankreich hingetrieben werden? Offenbar, eine starke und dauerbare Constitution sei unmöglich ohne ein einheitliches, sei es erbliches,

sei es wählbares Oberhaupt. Am natürlichsten empfehle sich Oesterreich dazu. Stark durch ganz Deutschland, werde Oesterreich alsdann auf seine unmittelbare Beherrschung Italiens verzichten können und keinerlei Versuchung zu einer Allianz mit Frankreich haben, während Preußen andrerseits, unangefochten in seiner gegenwärtigen Machtstellung, seine politischen Beziehungen zu Rußland werde erhalten können. Gefahr aber drohe keine von dem durch die deutsche Krone verstärkten Oesterreich. Das Uebergewicht, das ihm daraus erwachse, sei nicht angreifender, sondern erhaltender und passiver Natur.

Vortreflich, man sieht es, verstand sich Capodistria auf das Interesse Rußlands: wie ein völlig Unkundiger und mit naiver Oberflächlichkeit sprach er von der Politit Oesterreichs. Weder unkundig noch oberflächlich war Stein. Am 17. Februar trug auch er dem Kaiser Alexander eine Denkschrift über denselben Gegenstand vor. Sie verrieth eine Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten Oesterreichs, wie man sie von dem großen Staatsmann erwartet; allein sie hatte ihren Nerv in einer Ausführung, welche, ganz gegen die sonstige Art Stein's, blendend, aber nicht überzeugend, geistreich aber praktisch unhaltbar war. Von den richtigsten Vorderfäßen gelangte Stein zu dem seltsamsten Schlusse. Das größte Interesse, Deutschland stark constituirt und weise verwaltet zu sehn, habe, schon seiner geographischen Lage wegen, Preußen. Das geringste Interesse habe Oesterreich. Zwischen den Bewohnern Oesterreichs und den Deutschen bestehe überdies eine Entfremdung, die ihren letzten Grund in der Verschiedenheit des beiderseitigen Charakters habe. Alles deute auf eine Trennung hin. Man muß daher, — so lautet die Schlussfolgerung, Oesterreich mit Deutschland durch ein Verfassungsband verknüpfen; man muß Oesterreich für Deutschland gewinnen, indem man ihm durch Uebertragung der erblichen Kaiserwürde einen Einfluß und ein Uebergewicht einräumt, wodurch die beiden Länder in eine auf Pflicht und Interesse beruhende Wechselbeziehung treten.

Nicht leicht war es, die in diesen Denkschriften gegen die Zweckmäßigkeit eines Fünferdirectoriums erhobenen Einwände zu beseitigen. Es war so, wie Stein, anknüpfend an die Ausführungen Capodistria's, gesagt hatte: man hatte ein solches Directorium nicht aufgestellt, weil man es für eine gute Einrichtung hielt, sondern es

war lediglich ein Product der zwischen Oesterreich, Preußen und Bayern bestehenden Eifersucht. Nicht schwer, andrerseits, war es, das Ungenügende und blos Speciöse in der von Stein und Capodistria für ein österreichisches Kaiserthum vorgebrachten Argumenten nachzuweisen. Das Eine wie das Andre übernahm Humboldt. Seine auf Hardenberg's Anregung Ende Februar abgefaßte Denkschrift ist das Glänzendste und Gründlichste, was über den Gegenstand geschrieben werden konnte.¹⁾

Es ist unmöglich, so führt diese Denkschrift aus, einem deutschen Kaiser die ausgedehnte Macht zu geben, die er haben müßte. Preußen würde sich einer solchen nicht unterwerfen können, Bayern und die übrigen mächtigeren Staaten nicht wollen. Ohne diese Macht aber würde der Kaiser stets das Interesse seiner eignen Staaten dem Interesse Deutschland's voranstellen. Von Oesterreich nämlich ist die Rede, und von Oesterreich gerade gilt das Gesagte doppelt. Das Haus Habsburg hat stets die Staaten, die es in Deutschland besaß oder beeinflusste, ihren Verpflichtungen gegen das Reich zu entziehen, sie dem deutschen Interesse zu entfremden gesucht. Dies hat es gethan, als es durch Besitz und Einfluß noch vielfach mit den übrigen deutschen Staaten verzweigt war. Wie viel mehr jetzt? „Jetzt, wo alle politischen Interessen Oesterreichs sich nach dem Osten und nach Italien hinrichten, ist es Deutschland noch ungleich fremder geworden. Durch die Natur der Sache selbst würde es dahin gebracht werden, die Kaiserkrone entweder als eine nichtsbedeutende Prærogative zu betrachten, die es erforderlichen Falls wichtigeren Interessen opfern dürfe — was gefährlich für Deutschland wäre, — oder sie als ein Mittel zu betrachten, seine Einzelmacht als selbständiger Staat zu vergrößern, — was nicht blos für Deutschland, sondern auch für Europa gefährlich wäre.“ Ausgerüstet mit der Kaisermacht würde es, im Fall eines zwischen Oesterreich und Preußen ausbrechenden Zwiespalts, zu den kleineren Staaten in ein Verhältniß, wie Frankreich zum Rheinbunde treten. Von Zweien Eins. Man suche den möglichen Mißbrauch der kaiserlichen

1) Sie findet sich bei Perz, IV. 752 ff., nicht in den G. W. Bei Perz, dessen Darstellung wir auch übrigens als Quelle für das Obige benutzen, finden sich ebenso die Denkschriften von Capodistria und Stein.

Autorität durch das Gegengewicht von beschränkenden Institutionen zu verhüten. Man hat alsdann dem Spiel der Eifersucht, des Mißtrauens, der Intrigue, allen den Reibungen Thor und Thür geöffnet, die man von dem Directorialsystem befürchtet. Oder man lege dem Kaiser eine schrankenlosere Machtvollkommenheit bei. Man übertrage ihm z. B. die alleinige Entscheidung über Krieg und Frieden. Alsdann — und ohne es zu sagen, appellirt damit Humboldt an die Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit — alsdann wird Oesterreich im Stande sein, die gerechteste und hochherzigste nationale Bewegung zu hemmen. Deutschland würde sich an die Geschicke Oesterreichs als einer europäischen Großmacht gefesselt sehen, in alle Wechselfälle derselben wider Willen verwickelt sein. Denn man hoffe nicht, irgend eine Vorkehrung treffen zu können, um Oesterreich als Haupt von Deutschland von Oesterreich in seiner Eigenschaft als europäische Großmacht zu unterscheiden: alle solche Unterscheidungen würden immer nur auf dem Papiere bestehen. Und wie in Beziehung auf die äußere, so in Beziehung auf die innere Politik. Die Entscheidung würde auch hiefür bei Oesterreich sein. Den Ausschlag würden auch hiefür Oesterreichs europäische Machtbeziehungen und der Geist des österreichischen Regierungssystems geben. Der Einfluß der öffentlichen Meinung, dem eine föderative Verfassungsform Raum giebt, würde Nichts sein. Das aber entspricht nicht dem Geiste der deutschen Nation. Dieser Geist ist kein Geist der Unruhe oder der Widersätzlichkeit, aber er ist fortschrittsbegierig und bildungslustig, er „widerstrebt jener Unbeweglichkeit, für welche die Erfahrung nichts ist und an der die Jahrhunderte nutzlos vorübergehen.“

Das war so deutsch wie preussisch, das war so deutlich wie richtig gesprochen. Das war, genau gesehen, eine Polemik gegen Oesterreich, deren schlagende Wahrheit am allerwenigsten Stein hätte verkennen sollen. Vielleicht gerade deshalb fand weder Form noch Inhalt der Humboldt'schen Denkschrift in seinen Augen Gnade. Er mußte im Herzen ohne Zweifel dem Allen beistimmen, was die Denkschrift gegen ein österreichisches Kaiserthum ausführte, und er mußte doch zugleich von ganzem Herzen an der Ueberzeugung festhalten, daß eine deutsche Verfassung ohne einheitliche Spitze ein elendes Flickwerk bleiben müsse. Schlagend war Alles, was Humboldt gegen die Hegemonie des Hauses Habsburg vorgebracht hatte: schlagend

war Alles, was Stein und Capodistria gegen die Pentarchie raisonnirt hatten. Durch ein theoretisches Blendwerk hatte sich Stein, wie wenig dies sonst seine Gewohnheit war, über die handgreiflichen Gefahren getäuscht, oder zu täuschen gesucht, die eine Beherrschung Deutschlands durch Oesterreich mit sich bringen mußte. Dies Blendwerk hatte Humboldt ohne Mühe zerstört; aber er war seinerseits einer nicht minder speciösen Selbsttäuschung verfallen. Schwach war Alles, was Capodistria von dem „blos erhaltenden und passiven“ Uebergewicht Oesterreichs, was Stein von der „Bindung Oesterreichs durch Banden der Pflicht und des Vortheils“ gesagt hatte. Schwach, ganz ebenso schwach war Alles, was Humboldt's Denkschrift zu Gunsten des föderativen, d. h. des pentarchischen Systems vorgebracht hatte. War es etwa mehr als eine theoretische Illusion, wenn behauptet wurde, daß sich die fünf deutschen Regierungen an der Spitze des Bundes von dem Einfluß der öffentlichen Meinung und von dem Reformverlangen der deutschen Nation würden regieren lassen? Und was soll man sagen von der Schlussausführung der Denkschrift? In alle Wege hänge die Ruhe und Sicherheit Deutschlands von der Etnigkeit Preußens und Oesterreichs ab. Ein Hauptgesichtspunkt bei der Errichtung einer deutschen Verfassung müsse also darin bestehen, jeden Anlaß zu einer Entzweimng beider Mächte nach Möglichkeit fern zu halten, und vorzuzorgen, daß, in dem unglücklichen Falle eines Krieges zwischen ihnen, der Zusammenstoß für Deutschland und Europa weniger fühlbar sei. Die Kaiserwürde nun schaffe durch ihre Existenz selbst ein System des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen und zwingt Deutschland, im Falle eines Krieges, entweder sich auf die Seite des Ersteren zu stellen, oder die Verfassung zu brechen. Das Föderativsystem dagegen mache alle Berührungen zwischen beiden Staaten sanfter und gefahrloser; selbst wenn sich demungeachtet ein Kampf entwickle, so sei durch die Verfassung selbst die Möglichkeit gegeben, daß Deutschland unter dem Schutze Bayerns und anderer mächtigeren Bundesstaaten und unter dem Schutze der Mächte des Auslandes seine Neutralität bewahre. Selbst endlich, wenn es in den Kampf mit fortgerissen würde, würden sich seine Fürsten wahrscheinlich zwischen beiden Kämpfenden theilen und deren Gewicht eben dadurch für Europa minder furchtbar werden. War diese Auseinandersetzung etwas Anderes als ein Eingeständniß,

daß das Föderativsystem ein System verfassungsmäßiger Anarchie sei? Hieß dies die Directorialregierung vertheidigen oder sie verspotten? Hatte derjenige ein Recht, von dem Bundesgericht als dem „letzten und nothwendigsten Schlußstein des Rechtsgebäudes in Deutschland“ zu sprechen, der sich mit so kläglichen Fundamenten für dies Gebäude zu begnügen bereit erklärte?

Dann freilich, wenn selbst ein Mann wie Humboldt kein Arg dabei hatte, an die Anarchie und die *itio in partes* als nothwendige Momente der Verfassung zu appelliren und sogar rheinbündnerische Coalitionen im Voraus in seine Rechnung mitaufzunehmen; dann freilich, wenn selbst die zwei bestgesinnten und urtheilsfähigsten Staatsmänner in so ganz entgegengesetzte Ansichten auseinandergingen: dann freilich war Einer der Humboldt'schen Gründe für das pentarchische Project unwiderleglich, — der Eine, daß es „unter den gegebenen Umständen das Einzige sei, was sich erreichen lasse.“ Wie groß immer die Mängel einer bloß föderativen Verfassung seien: — „elle seule est possible!“ Was half es nun, daß alle Prämissen zu dem richtigsten Schlusse in den beiderseitigen Denkschriften zu Tage gekommen waren? Nur unter einer starken einheitlichen Leitung kann Deutschland zu einer Verfassung gelangen, die in sich selbst die Bürgschaft der Dauer und der Macht trägt. Oesterreich darf diese Leitung nicht anvertraut werden; denn Oesterreich ist ein wesentlich undeutscher Staat, und Preußen kann sich ihm nimmer unterwerfen. Das größte Interesse an Deutschland hat Preußen. Es ist nicht, wie Oesterreich, auf das Princip des Stillstandes und der Aufklärungsfurcht gegründet. Es ist nicht, wie Oesterreich, durch seine Lage, seine Interessen, seine europäische Stellung von Deutschland ab-, sondern auf Deutschland hingewiesen. Und weiter. Die Verfassung Deutschlands muß so beschaffen sein, daß die öffentliche Meinung und der Geist der Nation sie beeinflussen kann. Sie muß endlich so beschaffen sein, daß sie Preußen nicht mit Oesterreich fortwährend compromittirt. Die Verbindung Oesterreichs mit Deutschland, sagte Stein, ist für Deutschland unerläßlich. Die Ruhe, die Sicherheit, der Machteinfluß Deutschlands, sagte Humboldt, wird allezeit auf dem einträchtigen Zusammenwirken Preußens und Oesterreichs beruhen. Die Summe aller dieser Gegebenheiten, das Wort des verwickeltesten Räthfels lag so weit nicht.

Unserer eigenen Zeit und einem Manne, dessen Genossenschaft sich die Stein und Humboldt zur Ehre gerechnet haben würden, war es vorbehalten, die Lösung in wenigen großen und klaren Zügen zu formuliren. Die einzige Form, unter der sich Deutschland seinen Interessen gemäß constituiren kann, ist der Bundesstaat ohne Oesterreich unter der einheitlichen Leitung Preußens. Die einzige Regierungsweise, bei der auch unter einem einheitlichen Haupt die öffentliche Meinung zur Geltung gelangen kann, ist die parlamentarische. Das einzige Verhältniß, durch welches, trotz der preußischen Hegemonie, trotz eines deutschen Parlaments, trotz der Ausschließung Oesterreichs aus dem Bundesstaat, Preußen und Oesterreich in Eintracht, Oesterreich und Deutschland verbunden bleiben können, ist das Verhältniß einer engen und unauflösbaren, die beiderseitigen Interessen sorgfältig berücksichtigenden Union. — Es ist nicht ausgemacht, ob eine kommende Generation die Verwirklichung dieses Gedankens sehen wird, nachdem die gegenwärtige ihn zuerst mit Begeisterung begrüßen, dann in ungeschickten und treulosen Händen verderben, endlich beschimpfen und verhöhnen gesehen hat. Die Generation des Wiener Congresses brachte den Gedanken selbst nur bruchstückweise zusammen. Keiner der rathschlagenden Staatsmänner, wenn nicht Stein in einzelnen Momenten des Unmuths, dachte an die Möglichkeit einer Ausschließung Oesterreichs. Von einer Volksvertretung beim Bunde schrieben die Journalisten, aber Humboldt sagte: bis dahin sei noch ein weiter Weg.¹⁾ An ein preußisches Kaiserthum wagte man nur so zu denken, wie man an etwas denkt, woran man verzweifelt. Stein hatte früher von Oesterreich oder Preußen gesprochen. Er formulirte gegenwärtig die Kaiseridee einfach als ein erbliches österreichisches Kaiserthum. Nur die Capodistria'sche Denkschrift stellte auch jetzt noch die Alternative der Erblichkeit und der Wählbarkeit, und sie schloß mit einem Wink für die Zukunft. Es komme darauf an, sich mit Oesterreich wegen der Annahme der Kaiserkrone zu verständigen. Weigere sich Oesterreich, so sei dies keine Sache, die sich mit Gewalt durchsetzen lasse. Genug, wenn man für jetzt das allein Passende ausspreche und begründe. Genug, wenn man sich das Recht vorbehalte, bei günstiger Gelegenheit in

1) B arnhagen, Denkwürdigkeiten, VII. 293.

Zukunft — sei es mit Oesterreich, sei es mit Preußen, darauf zurückzukommen.

Unter diesen Umständen hatte ohne Zweifel Humboldt Recht: *la fédération seule est possible*. War aber nur ein Bundessystem nach dem eigenen Urtheil und Willen der preussischen Staatsmänner möglich, so hätten sie leicht begreifen sollen, daß dieselben „gegebenen Verhältnisse“, auf die sie sich beriefen, auch nur das aller schlechteste Bundessystem möglich machten. So viel Hoch- und Freisinnigkeit neben soviel Rücksicht auf die elendeste Wirklichkeit, — das mußte wohl mit völligem Unterliegen unter der letzteren enden. Die tapferen Worte über die Nothwendigkeit, das Bedürfniß der Nation zu befriedigen, über die Unerläßlichkeit eines Bundesgerichts, einer starken Kriegsgewalt und repräsentativer Einzelverfassungen, diese Worte mußten nothwendig zu Schanden werden, wenn man doch principiell und für den Grundplan der Verfassung von dem gerade Entgegengesetzten, — nicht von dem Bedürfniß der Nation, sondern von dem Eigensinn ihrer Regierungen, nicht von dem Einheitsverlangen jener, sondern von der Zwietracht und Eifersucht dieser ausging. Es kam wie es mußte. Der innere Widerspruch in den Motiven des preussischen Entwurfs durchlöcherete denselben dergestalt, daß zuletzt kein Paragraph davon auf dem andern blieb. Diejenigen trugen den Sieg davon, die sich von Hause aus das Ziel niedrig gesteckt und sich niemals mit idealeren Anschauungen bemengt hatten. Ihr Weg war schlecht, aber er war einfach. Sie verzichteten auf das Lob, das Gute auch nur gewollt oder gemeint zu haben: sie ersparten sich den Tadel, es gewollt, aber preisgegeben zu haben. Nach unsäglichem Bemühen langten Humboldt und Hardenberg genau da an, wo Bessenberg und Metternich mit geringer Mühe die Dinge hinlenkten.

Zwar das Ereigniß, dessen Kunde Wien am 7. März erreichte, wäre wohl geeignet gewesen, die deutschen Fürsten und Staatsmänner noch einmal an das Eine zu erinnern, was Noth thue. Auch fühlte man allgemein, daß die Gefahr, mit welcher das Wiedererscheinen Napoleon's ganz Europa bedrohte, eine Beschleunigung vor Allem des deutschen Verfassungswerkes fordere. Abermals schlug Stein vor, daß man sich über die wesentlichsten Punkte vereinigen, die nähere Entwicklung den versammelten Abgeordneten des gesammten

Bundes überweisen möge. Eine neue Aufforderung, eine dem Bedürfnis der Nation entsprechende Verfassung in's Werk zu richten, erging von den kleineren Staaten, und zum letzten Mal wurde dabei die Kaiseridee zur Sprache gebracht. Für Beschleunigung war auch Preußen und sprach auch Oesterreich. Ueber Beseitigung der Kaiseridee einverstanden, erklärten sie, daß der Congreß nicht auseinandergehen solle, ehe die Grundlagen der deutschen Verfassung gelegt wären. Zu gemeinsamer Berathung wurden Ende März die Abgeordneten sämmtlicher deutscher Staaten eingeladen, und ein neuer Entwurf wurde von Preußen für diese Berathungen in Bereitschaft gehalten. Humboldt wiederum war der Verfasser dieses Entwurfes. Er begann mit demselben, für die schiefe Stellung zu büßen, die er als Vermittler der idealsten Forderungen und der schlechtesten Wirklichkeiten von allem Anfang an freiwillig eingenommen hatte. In dem undankbarsten Material arbeitend, hatte er von nun an fortwährend zwischen seiner Ueberzeugung und zwischen dem Drange der Nothwendigkeit zu laviren. Einmal angelangt auf der geneigten Ebene der Nachgiebigkeit, war er gezwungen, zwischen das Beste und das Schlechteste immer neue Mittelglieder einzuschieben und für das Mittelmäßige immer neue Formeln zu ersinnen. Seine Kunst und Betriebsamkeit im Formuliren von Nachgiebigkeiten erinnert von hier ab an das schematisirende Verfahren eines neueren preussischen Staatsmanns, der, wie tief auch sonst unter Humboldt, darin ihm gleich, daß seine theoretischen Gaben stärker als seine praktischen und daß er im Erfinden schwach, im formulirenden Zurechtmachen groß war. Wie die in immer größere Ferne zurückweichenden Nebelbilder des preussisch-deutschen Unionsprojectes unter der Hand des Herrn von Radowiz sich dennoch immer wieder fixiren und gestalten mochten, das ist uns Heutigen in gutem Gedächtniß. Nicht unähnlich war dasjenige, was dem deutschen Verfassungsproject auf dem Wiener Congreß durch Humboldt widerfuhr. Schon die vierzehn Artikel, zu denen Humboldt jetzt seinen ehemaligen Entwurf zusammengeschmolzen hatte, waren nichts als ein formulirter Rückzug, eine Transaction mit den staatenbündnerischen Anschauungen, auf welche ein von Wessenberg verfaßter österreichischer Entwurf hinauswollte. Die Münze sollte jedoch noch schlechter werden. Eine abermalige Pause, die während des Aprils in der Förderung der ganzen Angelegenheit eingetreten

war, gab zu einer neuen Redaction Zeit, und diese neue Redaction ging abermals einige Schritte näher an die Bestimmungen des Wessenberg'schen Entwurfs heran. Noch war der ursprüngliche Stempel zur Noth zu erkennen, aber das Gepräge war stumpfer, das Gewicht leichter geworden. Noch waren die unerläßlichsten Dinge stehen geblieben, aber sie waren so modificirt, daß sie keiner vernünftigen Anwendung mehr fähig blieben. Und nun war die Zeit gekommen, wo Oesterreich die durch sein Zaudern gepflegte Ermüdung und Ungebuld nutzen durfte. Nun, am 7. Mai, erklärte es, daß die Verhandlungen beginnen sollten. Eine Umarbeitung des Wessenberg'schen Entwurfs wurde als Gegenentwurf gegen den letzten Humboldt'schen übergeben. Es war neuer Stoff zu einer neuen Vermittlungsformel. Als der Monat Mai beinahe um war, nach zahlreichen Zusammenkünften, war man mit dieser Formel zu Stande. Ein Entwurf war vereinbart, in welchem, wie Stein sich ausdrückte, sehr viel von den Mediatistiren, sehr wenig vom deutschen Volke die Rede war, — ein Entwurf, in welchem die Garantie landständischer Rechte und Verfassungen auf den unbestimmten und allgemeinen Satz herabgebracht war: „es soll in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung bestehen.“ Und noch war man nicht am Ende. Was das bisherige Zögern noch nicht verdorben hatte, das verdarb die nunmehrige Uebereilung. Es folgten vom 26. Mai bis zum 8. Juni eine Reihe von Gesamtberathungen. Nichts versüßte der Einspruch der Bessergesinnten gegen die kahlsten und schlechtesten Bestimmungen. Wohl aber fiel noch am letzten Tage das Bundesgericht, — jenes Bundesgericht, welches die Humboldt und Hardenberg vor vier Monaten noch für den letzten und nothwendigsten Schlußstein des deutschen Rechtsgebäudes erklärt hatten! Auch sie unterzeichneten die Bundesacte. Mit ihrer Gesinnung und Ueberzeugung fanden sie sich durch zwei Papiere ab: Hardenberg durch die Verordnung vom 22. Mai über die in Preußen zu bildende Repräsentation des Volkes, Beide durch die Erklärung, mit der sie ihre Zustimmung zur Bundesacte motivirten. Sie hätten gewünscht, erklärten sie, daß dieser Urkunde eine größere Ausdehnung, Fertigkeit und Bestimmtheit wäre gegeben worden. Besser jedoch, vorläufig einen weniger vollständigen und vollkommenen Bund zu schließen, als gar keinen. Den Berathungen der Bundesversammlung in Frankfurt bleibe es frei, den Mängeln der Verfassung abzuhelpfen.

Nur durch diese Betrachtungen bewogen, hätten sie geglaubt, ihre Unterzeichnung nicht vorenthalten zu müssen.

So war das Ende der deutschen Angelegenheiten, so war der Ursprung des Bundestages. Am 11. Juni war die Bundesacte; zwei Tage vorher war die Schlußacte des Congresses unterzeichnet worden. Man befand sich mitten im Kriege, als die Bevollmächtigten Wien verließen. In der besten Arbeit am europäischen Friedenswerke waren sie durch die Nachricht von der Rückkehr des großen Friedensstörers überrascht worden. „Vortrefflich! das giebt Bewegung,“ hatte Humboldt bei der Botschaft ausgerufen, welche Andere mit Schrecken, noch Andere mit verrätherischen Hoffnungen erfüllte. Er versprach sich von der drohenden Aussicht auf neuen Kampf eine wirksamere Förderung der stockenden Geschäfte als von der Ruhe, welche nur allzurash die Saat der Eifersucht, der Intrigue und der Uneinigkeit in die Höhe getrieben hatte. Es war wohl Ursache zur Eile. Man hatte es mit einem raschen Manne und einem raschen Volke zu thun. Napoleon war so geschwind in der Residenz Ludwig's XVIII., wie er ehemals in den Hauptstädten von Oesterreich und Preußen erschienen war. Indem man noch beschäftigt war, die von Napoleon durcheinandergeworfenen Staaten und Throne Europa's wiederzusammenzulesen und wiederaufzubauen, war der Grundstein der neuen Ordnung, das bourbonische Frankreich, schon wieder aus den Fugen gerissen. Auf dem Friedenscongreß daher mußte man zu neuem Kriege rüsten. Eine erste Erklärung der acht Unterzeichner des Pariser Friedens gegen Napoleon trug die Spuren der Hast und Ueberraschung an der Stirn. Es folgte die Erneuerung des Bündnisses von Chaumont durch die vier Großmächte; weiterhin eine Reihe von Beitrittsverträgen mit den übrigen Staaten. Hier war es, wo sich auch für Humboldt während des März und April neue Arbeit ergeben hatte. Er war bei den Einzelverträgen mit den größeren, er war bei der Gesamtverhandlung über den Beitritt der kleineren deutschen Staaten beschäftigt worden. Er hatte bei letzterer einen nicht unbedeutenden Versuch gemacht, das Interesse Preußens und dessen dereinstige Stellung in Deutschland im Voraus zu wahren. Dies war der Sinn der Bestimmung im ersten Artikel des Vertrages, daß der Anschluß der kleinstaatlichen Truppen an die großen Armeen „nach der geographischen Lage der Staaten“ er-

folgen solle. Es galt, nach den Vortheilen, welche Oesterreich in Süddeutschland errungen hatte und die es im Begriff war, durch die deutsche Verfassung in ganz Deutschland zu erringen, die Hegemonie Preußens über den Norden zu sichern und die Mainlinie als die Grenze des österreichischen Einflusses zu fixiren. Nicht ganz drang er mit dieser Tendenz durch. Als Schutzredner für die Unabhängigkeit der kleinen Fürsten mußte er zufrieden sein, den von Gagern in Antrag gebrachten Zusatz, daß bei dem Anschluß überdies auf die speciellen Beziehungen der kleinen Staaten Rücksicht zu nehmen sei, zu dem unverfänglicheren abzustumpfen, daß außer der geographischen Lage die militärische Zweckmäßigkeit entscheiden solle.¹⁾

Auch Humboldt's Geschäfte in Wien waren endlich beendet. Einer der Ersten, war er auch einer der Letzten auf dem Platze. Bis Mitte Juni mit Nacharbeiten des Congresses beschäftigt, verließ er mit einigen andern Nachzüglern den Congressort erst, als Blücher und Wellington bereits die Schlacht bei Belle-Alliance geschlagen hatten. Auf dem Wege nach Berlin erfuhr er die Siegesbotschaft. Dennoch hielt er nicht dafür, daß das Ende des ganzen Kampfes so nahe bevorstehe. Noch weniger rechnete er auf einen zweiten Einzug in Paris; denn nicht leicht, meinte er, wiederhole sich in der Geschichte kurz hintereinander dieselbe Wendung. Marschall Vormärts und Gneisenau machten diese geschichtsphilosophische Reflexion zu Schanden. Während Humboldt in Berlin seinen Abschluß von Neuem vorgeschaut hatte, um in Muße, unter Wolf's Beistand, an seiner Uebersetzung zu feilen, hatte sich die Macht des rächenden Schicksals rasch an dem Manne der Vermessenheit offenbart. Die Dichtung reichte nicht an die Wirklichkeit. Eine Kunde, größer als die, welche die flammenden Feuerzeichen dem Wächter auf dem Dach der Atriden meldeten, flog durch Europa. So schnell fast als in der Tragödie die Ankunft des Agamemnon auf die Botschaft von dem Falle Troja's, so schnell folgte die Capitulation der feindlichen Hauptstadt auf die Niederlage des Kaisers bei Waterloo. Abermals mußte Humboldt seine wissenschaftliche durch die diplomatische Thätigkeit unterbrechen. Er durfte hoffen, daß dieselbe diesmal zu erfreulicheren

1) S. Gagern, a. a. O., II. 164. 165, vergl. mit Klüber II. 280, Artikel 1 des Traité d'accession.